

Hans Küng: In der Kirche, aber nicht von der Kirche

IN DEM 2007 ERSCHIENENEN ZWEITEN BAND seiner Memoiren, „Umstrittene Wahrheit“, gibt Hans Küng den folgenden, angeblich schon zur Zeit Papst Pauls VI. im Vatikan kursierenden Witz über seine eigene Person zum Besten: „Der Papst ist gestorben, und im darauffolgenden Konklave stellen die Kardinäle fest, der vergangene Pontifikat sei in vielem nicht erfolgreich gewesen, es bedürfe einer Kursänderung. Da aber keiner von ihnen je für eine solche eingetreten war, einigen sie sich schließlich auf den Namen eines gewissen Tübinger Theologen, der schon lange für eine Kursänderung stand. Doch wollen sie erst mal fragen, ob er bei einer Wahl überhaupt nach Rom käme und das hohe Amt auch annehmen würde. Und da antwortet der Theologe: Nein, denn ich will unfehlbar *bleiben*!“

Der „Tübinger Theologe“ ist natürlich Küng selbst, ab 1960 Professor an der dortigen Katholisch-Theologischen Fakultät, zunächst für Fundamentaltheologie, ab 1963 dann am Lehrstuhl für Dogmatik, an welchen auf Künigs Drängen hin auch sein nur ein Jahr älterer Münsteraner Kollege Joseph Ratzinger berufen wird. Beide bekunden in ihren jeweiligen Erinnerungen, sie hätten damals eine gute, ja, freundschaftliche Beziehung zueinander gehabt. Aber wie unterschiedlich sollten sich ihre Lebenswege entwickeln: Der Streit um die im Rahmen des Ersten Vatikanischen Konzils (1869-70) definierte Unfehlbarkeit des Papstes in Lehrfragen hat Hans Künigs Werk entscheidend geprägt und ihn sowohl der Amtskirche entfremdet als auch einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht; letzteres schließlich auch wegen des daraus resultierenden Entzugs der „Missio canonica“, der kirchlichen Lehrbefugnis, am 18. Dezember 1979. Doch auch wenn er seine Standpunkte stets mit beeindruckender Leidenschaftlichkeit zu verteidigen wusste und dabei nicht selten jener vielzitierten Tugend gefolgt ist, nach welcher ein Angriff die beste Verteidigung darstellt, kann nicht behauptet werden, Küng habe sich jemals quasi unfehlbar im Besitz der Wahrheit gewähnt. Aber natürlich hätte sich dieser Theologe viel Ärger ersparen können, hätte er damals zu einigen Themen geschwiegen; ja, wer weiß—hätte er sich systemkonform verhalten wie sein zeitweiliger Tübinger Kollege, vielleicht wäre tatsächlich er, und nicht eben jener Joseph Ratzinger, heute Papst.

Doch dazu war ein Hans Küng, bedingt durch sein unbeugsames Rückgrat, seinen unbändigen Freiheitsdrang und seine aus römischer Sicht ungehörige Hörigkeit gegenüber Wahrheit und Wahrhaftigkeit, wohl nicht geschaffen. Küng besaß zwar offensichtlich selbst in jungen Jahren schon das notwendige kirchenpolitische Geschick und ein

zumindest ebenso großes Talent beim Knüpfen sozialer Kontakte, um sich das für einen Aufstieg in der Kirchenhierarchie notwendige Netzwerk aufzubauen, wie man am Beispiel seiner umfangreichen Aktivitäten als junger Peritus beim Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-65) ablesen kann. Küng, damals Mitte dreißig, wurde bald festes Mitglied des progressiven Kreises von reformorientierten Konzilstheologen um Karl Rahner SJ und Edward Schillebeeckx OP. Allein, zu einer kirchlichen Karriere fehlte ihm neben der notwendigen Konzentration auf das Innerkirchliche, präziser: das originär Katholische, der wohlwollende bzw. unkritische Blick für eben diese Dinge. Nicht nur die päpstliche Unfehlbarkeit, auch die Marienverehrung, die unkollegiale Amtsführung römischer Hierarchen, das strikte Verbot von Verhütung und Abtreibung sowie den Zwang zum Zölibat und den Verzicht auf Frauenordination in Zeiten des Priestermangels prangert er unter anderem als biblisch unbegründbare Irrwege des Römisch-Katholischen Kirchenparadigmas an. Zwar bleibt dieser Mann zeitlebens nicht nur katholisch, sondern darüber hinaus Priester, und dies beides aus Überzeugung; doch seine interessierten Blicke über den Tellerrand des Katechismus' hinaus wurden schon früh seitens der rechtgläubigen Amts- und Würdenträger abgelehnt und publikumswirksam öffentlich missbilligt.

Dazu kommt: Wenn man Hans Küng ein Laster vorhalten kann, dann seine streitbare Ader, die ihn die Diskussion bald polemisch zuspitzen, mit seinen Widersachern hart ins Gericht gehen und gleichzeitig bisweilen unerträglich selbstgerecht wirken lässt. Ein anhaltender, scharfer Konflikt mit der Hierarchie, deren Spitze sich immer als alleinigen Besitzer der Wahrheit sah, war also von Anfang an vorprogrammiert. Doch bleibt auch festzuhalten: Niemals hat Hans Küng Kritik am römischen System aus Effekthascherei oder um seiner selbst willen geübt. Stets geht es ihm um seine Kirche, die er als Gemeinschaft der Gläubigen begreift, und stets geht es ihm damit auch um die Anliegen der einfachen Menschen in dieser Gemeinschaft. Nicht auf verstiegene hochphilosophische Konzepte oder dogmatische Theorien war und ist sein Augenmerk gerichtet, sondern auf ein an den Bedürfnissen und Fähigkeiten normaler, „einfacher“ Glaubender orientiertes „Christ sein“—so auch der Titel seines wohl bekanntesten Werkes. So berechtigt der Vorwurf sein mag, Küng habe sich (zu?) wenig für die kleineren christlichen Denominationen sowie die zahlenmäßig schwächeren Religionen eingesetzt: Im Fokus seiner Rückfragen und Analysen stand dennoch immer der gläubige Mensch. Im Zentrum seiner Theologie aber: Jesus Christus.

Besonders deutlich herausarbeiten tut er dies in dem oben schon angeführten Buch: „Christ sein“ ist eine Besinnung auf den Ursprung, die Mitte und den Rahmen alles Christlichen, auf den Christus selbst; das alles in einer Sprache, die auch für Laien verständlich und Kirchenferne interessant ist. Die Frage nach dem Besonderen am Christentum beantwortet er gleichsam simpel: Jesus, weiter nichts. „Das Unterscheidende des Christentums gegenüber den alten Weltreligionen und modernen Humanismen [...] ist ganz wörtlich nach Paulus ‚Jesus Christus und dieser als

der Gekreuzigte“). Diese fast schon präventiv naiv anmutende These ist allerdings das ehrliche Destillat seiner Christologie, die er (ganz ohne Umschweife!) in „Christ sein“ auf über 600 Seiten begründet und ausbreitet sowie systematisch biblisch belegt. Offensichtlich, dass ein Theologe, der sich diese Erkenntnis derart hart erarbeitet hat, weder für eine Vertiefung konfessioneller Gräben noch für eine Fortsetzung dogmatischer Grabenkämpfe zwischen verschiedenen Fraktionen der Nachfolger dieses einen Christus weiter zur Verfügung steht. Dass Küngs achtzigster Geburtstag nun zwei Tage vor dem diesjährigen Karfreitag liegt, mag Zufall sein. Aber es ist doch ein schöner Hinweis auf die Nähe zwischen Küng und seinem Christus, dem Gekreuzigten.

Gerade in diesem Aspekt kann eine deutliche Entwicklung in Küngs Leben und Werk beobachtet werden. Es ist faszinierend, wie sich sein persönlicher wie auch fachlicher Horizont im Laufe der Zeit stetig erweiterte. Rückblickend kann man dabei die konzentrisch um die oben angesprochene Mitte (Christus) verlaufenden Jahresringe gut verfolgen: Während seiner Zeit an der Gregoriana 1948-55 studiert er neben Philosophie und katholischer Theologie vor allem auch die unterschiedlichen Strömungen des römischen Katholizismus aus erster Hand in seinem Umfeld. Seine Dissertation an der Pariser Sorbonne schreibt er dann aber bereits über die Rechtfertigungslehre im Werk eines der wirkmächtigsten Protestanten des 20. Jh.: Karl Barth. Küngs nicht gerade anspruchloses Ziel: Die Gemeinsamkeiten zwischen evangelischer und katholischer Interpretation der Rechtfertigung aufzuzeigen—immerhin einer der Hauptgründe des Schismas der Reformation galten und bislang als kirchentrennend angesehen—um dadurch auf diesem Gebiet einen Schritt näher zu einem Einvernehmen zwischen Katholiken und Protestanten zu gelangen. Aber erst 1999 kommt es schließlich zu einer gemeinsamen Erklärung beider Kirchen über die Rechtfertigung des Sünders.

Doch inzwischen hatte sich Küng schon längst anderen Themengebieten zugewandt: Zunächst dem Gottesbild der Aufklärung, wie etwa der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) es vertritt—dann, davon ausgehend, der Frage: „Existiert Gott?“, wobei er sich den kritischen Anfragen der Agnostiker und Atheisten stellt. Bewundernswert ist schon die Offenheit, mit der er, der ja eigentlich als Dogmatiker auch in aller Seelenruhe seine althergebrachten Glaubenssätze reiterieren könnte, auf derartige Fragen eingeht. Hier zeigt sich: Küng forscht zu einem nicht unwesentlichen Teil für sich selbst, er ist und bleibt immer auf der Suche. Und so durchbricht er denn auch bald darauf geistlich den christlich geprägten abendländischen Gedankenkreis, um sich nach einer wahrhaft grundlegenden und monumentalen Trilogie über die drei abrahamitischen Religionen Judentum, Christentum und Islam auch den anderen Weltreligionen zuzuwenden, und schließlich der Möglichkeit eines Weltethos' nachzuspüren.

Die Entwicklung dieses Weltethos' scheint ihm zwingend notwendig, denn, so Küngs These, „kein Frieden unter den Nationen ohne Frieden unter den Religionen;

kein Frieden unter den Religionen ohne Dialog zwischen den Religionen“. Dazu seien religiös-kulturelle Grundlagenforschung sowie ein gewandeltes Bewusstsein in religiösen und zwischenmenschlichen Fragen erforderlich. Doch geht es Küng nicht um eine globale Einheitsreligion: Im Gegensatz zu den gespaltenen christlichen Konfessionen, welche sich letztlich alle auf denselben Ursprung zurückführen und daher auch zu einigen sein, könne genau dies nicht das Ziel eines Dialoges zwischen den unterschiedlichen Religionen sein, da diese grundverschiedene Hintergründe besitzen. Nichtsdestotrotz gibt es aber auch vielerorts Gemeinsamkeiten: So etwa die „Goldene Regel“, die beispielsweise im Neuen Testament des Christentums durch Jesus in der Bergpredigt gelehrt wird: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“ (Mt.7,12) Wiederum ist es also das Mit-Menschliche, was Hans Küng umtreibt: die Notwendigkeit zum interreligiösen Dialog als Ausgangspunkt für eine vertiefte Völkerverständigung und somit für eine bessere Welt. Ein im wahrsten Sinne des Wortes welt-umfassendes Oeuvre, das auch locker für zwei oder drei Akademikerkarrieren gereicht hätte—in verschiedenen Fakultäten noch dazu! Und bei alledem bleibt Küng sein Christus Jesus unverzichtbar und zentral, sowohl Ausgangs- als auch Zielpunkt, zu dem er nach seinen gedanklichen Forschungsreisen immer wieder zurückkehrt.

Denn neben diesen sukzessiven Horizonterweiterungen findet sich in Küngs Werk auch noch eine zweite Linie, die sich im Vergleich zu der oben nachverfolgten durch überraschende Konstanz auszeichnet: Angefangen mit seinen in den 60er Jahren veröffentlichten Publikationen zur Kirche und ihren Strukturen identifiziert Küng mit scharfem Blick die theologischen Schwach- und ethischen Baustellen im Kontext seiner Zeit. In seiner Kritik am römischen System und den von dort aus propagierten Moralvorstellungen rührt Küng stets an die wunden Punkte des modernen Katholizismus, gerade weil er diesen vorurteilsfrei anhand der von der Bibel bezeugten urchristlichen Vorstellungen hinterfragt. Ob Unfehlbarkeitsdogma oder Verhütungsverbot, Struktur der Amtskirche, Stellung der Frau, oder menschenwürdiges Sterben: Küng bleibt beim Aufzeigen evangeliumsferner Aussagen der Kirchenleitung zu Themen aktueller Relevanz ermutigend hartnäckig. Dabei sind niemals eine Reformation oder gar Revolution sein Ziel, wohl aber ein Umdenken in Einzelpunkten. Doch oftmals ist die geübte Kritik derart radikal—weil eben grundlegend von der radix (Wurzel) Jesus Christus her gedacht—, dass die Kirchenleitung darauf nicht reagieren kann, will sie nicht zwangsläufig auch weitgreifende Umwälzungen in Kauf nehmen. Und sie will nicht—daher verhalten die Appelle leider nicht nur ungehört im Vatikan, auch sieht sich die Hierarchie gezwungen, Küng letzten Endes seine kirchenamtliche Lehrerlaubnis zu entziehen. Ein Segen, dass er sich beizeiten durch seine Bemühungen um ein vertieftes Verständnis zwischen den Konfessionen und auch Religionen ein zweites Standbein aufgebaut hat. Von 1980 bis zu seiner Emeritierung 1996 leitet er das an der Universität Tübingen neu gegründete Institut für Ökumenische Forschung.

Das eine bleibende Verdienst Küings ist sicherlich unbestritten sein unermüdlicher Einsatz für Ökumene und darüber hinaus Weltethos; das andere aber: nicht allein, dass er vehement Kritik geübt hat; nicht allein, dass er in seiner kritischen Haltung persistiert; auch nicht allein, dass er in der Kirche geblieben ist. Jede dieser drei Verhaltensweisen wäre für sich genommen nicht länger aufsehenerregend in einer Zeit, in der ja sowohl Meckerer als auch Mitläufer im Überfluss vorhanden sind. Küings Verdienst ist, dass er trotz aller Angriffe, die er aufgrund der von ihm fortwährend und vehement geübten Kritik über sich ergehen lassen musste—sowohl seitens der katholischen Orthodoxie als auch derer, denen seine Kritik nicht weit genug ging—, sich nicht hat entmutigen lassen und bis heute für die Kirche und um ihre Gläubigen kämpft—in der Kirche, wohlgemerkt. Ja, er blieb nicht nur katholisch, er blieb sowohl der Kirche als auch seinem Amt treu. Bereits in „Christ sein“ legt er nieder: „Und nachdem nun heute durch offenkundiges Versagen der Leitung die Autorität, Einheit, Glaubwürdigkeit dieser Kirche vielfach erschüttert ist und sie sich immer mehr als die schwache, irrende, suchende zeigt, geht manch einem der Satz eher über die Lippen als in triumphaleren Zeiten: Wir lieben diese Kirche—so wie sie nun einmal ist und wie sie sein könnte. Nicht als ‚Mutter‘, sondern als die Glaubensfamilie, um deretwillen die Institutionen, Konstitutionen, Autoritäten überhaupt da sind und manchmal auch einfach in Kauf genommen werden müssen.“ Der Hierarchie der Amtskirche stellt Küing den pastoralen Dienst gegenüber—als notwendigen organisatorischen Rahmen für christliche Nachfolge, als zeitweiliges irdisches Baugerüst bis zur endgültigen Aufrichtung des Gottesreiches, als Stützkorsett des Glaubens, dem es beizeiten zu entwachsen gilt— nicht mehr, aber auch nicht weniger! Die Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden bleibt als solche also durchaus notwendig. Und vor allem: Diese Kirche insgesamt bleibt laut Küing „gehalten in der Wahrheit“—auch wenn Amtsträger und Konzilien immer fehlbar sein werden.

Küing lässt sich also, auch in dieser Frage, nicht einfach als Idealist oder als Pragmatiker kategorisieren. Einerseits war er immer Realist genug, um zu wissen, dass zuweilen Kompromisse unabwendbar sind; andererseits blieb er zeitlebens auch Visionär, und verfolgt seine Ideen mit einer unumstößlichen Konsequenz. Er beharrt auf dem von ihm als wahrhaft christlich erkannten Kern des Evangeliums, um sich gleichzeitig anderen Religionen offen zuzuwenden. Er beharrt auf in ihm vorhandener Glaubenssubstanz und -praxis, um sich gleichzeitig bibelfremder Doktrin, die als kirchliche Tradition verkauft wird, zu verschließen. Hier liegt vielleicht das große Paradoxon in Küings Werk verborgen: Die Offenheit dem Außerchristlichen gegenüber steht eine abwehrende Haltung in bezug auf christlichen Aberglauben entgegen. Ein derart konsequenter Purismus kann durchaus auch als manifeste Inkonsequenz missverstanden werden, wenn dem Betrachter die zugrundeliegenden Entscheidungskriterien nicht einsichtig erscheinen, nach denen Küing seine Abgrenzung vornimmt—vielleicht auch, weil bisweilen eben jener Vorschuss an Sympathie fehlt, ohne den es kein Verstehen gibt.

Wer derart zwischen allen Stühlen sitzt, muss sich auf Vorwürfe und Anfeindungen von beiden Seiten gefasst machen, und davon musste Küing zeitlebens reichlich einstecken, sowohl von prinzipiell Andersdenkenden wie etwa dem Philosophen und Soziologen Hans Albert, wie aber leider auch von alten Freunden und Weggefährten wie Joseph Ratzinger und Karl Rahner. Doch kann man festhalten: Die Zustimmung überwog bei weitem. Denn obwohl man Hans Küing weder als durchgängig konservativ noch als ausschließlich liberal bezeichnen kann, war er doch immer gleichzeitig sowohl Bewahrer als auch Erneuerer. Auch wenn man ihn weder als Fundamentalisten noch als Egalitaristen abstempeln kann, blieb er immer gleichzeitig sowohl unterschiedener Christ als auch offen und verständnisvoll-interessiert gegenüber Menschen anderen Glaubens. Und auch wenn man ihn kirchenpolitisch weder in die linke noch in die rechte Ecke schieben konnte, ist er doch nie einfach positionlos „in der Mitte“ gewesen. Nein, dieser Theologe ist, wo es zwei Wege gab, immer denjenigen gegangen, der ihm von seinem Gewissen diktiert wurde—auch dann, wenn es der bei weitem schwierigere war; auch dann, wenn ihm Unverständnis entgegengebracht wurde. Ist dieser Mann stur? Vielleicht. Eines ist Küing aber eben ganz sicherlich nicht: Opportunist.

Am 19.03.2008 wird Hans Küing 80 Jahre alt. Wir dürfen mit ihm auf ein erfülltes Leben und ein beeindruckendes Werk zurückblicken—eines, das mit Sicherheit die Zeit überdauern wird, und dessen Schlusspunkt hoffentlich noch nicht gesetzt ist. Wir wünschen ihm für seine zukünftigen Projekte viel Erfolg, weiterhin gute Gesundheit sowie den Mut und die Kraft, um auch in den kommenden Jahren noch weitere positive Impulse setzen zu können.

© Lars Stütz, März 2008